

## Untergräbt ökonomisches Denken den Gemeinsinn?

Festvortrag an der Jahresversammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft am 9. Juni 2011 in St. Gallen

### Sehr geehrte Frau Präsidentin, meine Damen und Herren

Es ist mir eine grosse Freude, vor Ihrer ehrwürdigen Gesellschaft sprechen zu dürfen.

Das Thema meines Vortrags lautet: Untergräbt ökonomisches Denken den Gemeinsinn? Dieses Thema hört sich zwar reichlich abstrakt an. Seien Sie indes unbesorgt: Ich will Sie an diesem Festtag nicht mit einer fachwissenschaftlichen Vorlesung ermüden. Stattdessen lade ich Sie ein, mit mir nachzudenken über das Tagesgeschäft hinaus, nämlich über einige gesellschaftliche Veränderungen, von denen wir heute betroffen sind und die langfristige Auswirkungen haben auf das, was im Zentrum Ihres Interesses und Ihrer Arbeit steht: die Gemeinnützigkeit.

Lassen Sie mich beginnen mit einigen Erinnerungen an meine Vaterstadt St. Gallen, wie diese aussah zu meiner Jugendzeit, also Ende der 1950er Jahre. Es gab damals noch drei Tageszeitungen, das freisinnige «St. Galler Tagblatt», die sozialdemokratische «Volksstimme» sowie die katholisch-konservative «Ostschweiz». Während das «St. Galler Tagblatt» schon damals professionell gemacht wurde, waren «Volksstimme» und «Ostschweiz» auf die Beiträge von Milizlern angewiesen: Lehrer oder Frauen mit gescheiter oder spitzer Feder schrieben die Theaterkritiken und berichteten über den historischen Verein. Der sozialdemokratische Gemeinderat reichte nicht nur parlamentarische Motionen ein, sondern lieferte gleich noch die Berichterstattung für die Volksstimme des nächsten Tages. Und Fans des FC St. Gallen füllten die Sportseiten. Es gab ein Privatspital, das Notkerianum, in dem Ordenschwestern für Gotteslohn die Kranken pflegten. Wirtschaftlich ging es damals endlich wieder aufwärts mit der Stadt, die in der Zwischenkriegszeit von der Weltwirtschaftskrise besonders hart getroffen worden war und mehr als einen Drittel ihrer Einwohner verloren hatte. Manche St. Galler sprachen noch voller Hochachtung von jenen Unternehmern, die als verantwortungsvolle Patrons ihr Geschäft weitergeführt und die Belegschaft nicht entlassen hatten, obwohl sie rote Zahlen schrieben.

Das alles gibt es heute nicht mehr. Von den drei Tageszeitungen hat nur das «Tagblatt» überlebt. Es gehört mittlerweile einem auswärtigen Medienkonzern. «Ostschweiz» und «Volksstimme» fielen jenen Veränderungen

zum Opfer, welche nicht nur mit dem Verschwinden des katholischen und des Arbeiter-Milieus zu tun haben. Ihr Verschwinden hängt auch zusammen mit dem Wandel des Mediensystems hin zu einer kommerziellen Industrie bis zu den Gratiszeitungen und dem Internet, die derzeit die Qualitätspresse überhaupt verdrängen. Ob es das Notkerianum noch gibt, weiss ich nicht. Aber auf jeden Fall dürften die Kranken heute von professionellen Pflegerinnen und Pflegern betreut werden, die den gerechten Lohn am Ende jeden Monats und nicht erst im Jenseits erwarten. Die Geschichte des Patrons, der seine Belegschaft trotz fehlender Aufträge weiterbeschäftigt, erntet heute allenfalls ein müdes Lächeln. Und dem Professor, der dieses einstige Unternehmerverhalten in der Betriebswirtschaft heute lehren würde, wäre die Schelte seiner Kollegen sicher.

Die von mir genannten Beispiele gibt es nicht nur in St. Gallen, sondern in allen Städten. Sie verweisen auf eine gesellschaftliche Entwicklung, die in allen Ländern mit kapitalistischer Marktwirtschaft zu beobachten ist, und diese bedeutet zweierlei.

Erstens werden viele Tätigkeiten, die einst von Vereinen, Vereinigungen oder sozialen Netzwerken erbracht wurden, monetarisiert. Das heisst: Vieles von dem, was einst politisch, sozial oder kulturell als gemeinnützige Arbeit geleistet wurde, ist in die Erwerbswirtschaft übergeführt worden. Daran sind zum einen Teil private Unternehmungen beteiligt, welche diese Leistungen kommerziell und gewinnbringend vermarkten, wie das Beispiel der Presse zeigt. Zum andern Teil ist es aber auch der Sozialstaat, der im Gesundheits- und Bildungswesen soziale Tätigkeiten durch geldwerte Leistungen ersetzt hat.

Zweitens aber ist die Entwicklung nicht nur von den genannten äusseren Erscheinungen geprägt, sondern sie ist Ausdruck eines ökonomischen Denkens, das über die gewinnorientierte Unternehmenswirtschaft hinaus bis in alle Winkel gesellschaftlichen Handelns, in alle Köpfe und in unser Bewusstsein hineinreicht: Es ist die Orientierung am «homo oeconomicus». Sie ist geprägt von der Vorstellung, dass das Glück der grössten Zahl der Menschen dadurch erreicht werde, dass jedes Individuum eigennützig seine eigenen Ziele verfolge. Veranschaulicht hat dies Adam Smith am Bild des Bäckers im Dorf: Dass alle Leute Brot zu essen

hätten, verdankten sie nicht altruistischen Motiven, sondern der Tatsache, dass der Bäcker etwas verdienen, genauer gesagt, «seine Brötchen verdienen» möchte. Der Gedanke, dass eigennütziges Handeln gleichzeitig die sozialen Zwecke bestens erfülle, ist bestechend. Die Wirtschaftstheorie hat daraus unter anderem die Überlegenheit des Marktes gegenüber dem Staat abgeleitet. Doch viel bedeutsamer ist, dass sie den «homo oeconomicus» nicht nur zur Beschreibung individuellen Verhaltens nutzt, sondern ihn zum normativen Menschenbild gemacht hat: «Rational» ist der Mensch, wenn er eigennützig handelt.

Diese Denkfigur des «homo oeconomicus», des wirtschaftlich eigennützig handelnden Menschen, bestimmt unsern Alltag heute weit stärker als ehemals – und zwar aus strukturellen Gründen.

Kehren wir zum St. Galler Patron zurück, der sich für seine Angestellten verantwortlich fühlte und sie darum in der Krisenzeit behielt. Dieser ist nicht ausgestorben, weil es heute keine sozial denkenden Unternehmer mehr gäbe. Vielmehr sind Markt und Konkurrenz härter geworden. Unternehmen werden, wenigstens in den unteren Hierarchien, systematisch durchrationalisiert, restrukturiert und auf das getrimmt, was Betriebsergebnis und Gewinn aus allen Sparten fördert. Wer das weniger tut als sein Konkurrent, scheidet aus. Der heutige Unternehmer kann es sich nicht mehr leisten, sich als Patron jenseits des «homo oeconomicus» zu stellen. Er ist zum Manager geworden, dessen einzige Aufgabe es ist, höhere Innovation, mehr Effizienz und grössere Produktivität zu erzielen und am Gewinnausweis des Unternehmens zu belegen.

Die Vorstellung des «homo oeconomicus» hat sich in den vergangenen Jahrzehnten aber nicht nur in der privaten Wirtschaft radikaler durchgesetzt, sondern auch beim Staat. Es begann mit der weltweiten Welle des Neoliberalismus, der seit den 1980er Jahren die Privatisierung vieler öffentlicher Aufgaben und

Unternehmen forderte und realisierte. Nicht minder bedeutsam ist das «New Public Management» (NPM), das privatwirtschaftliche Konzepte der Rationalisierung und der Output-Optimierung auf die öffentliche Hand überträgt. Dieses NPM treibt hin und wieder seltsame Blüten. Dass verschiedene Dienststellen der gleichen Verwaltung einander Rechnung stellen selbst dann, wenn der administrative Aufwand den Ertrag übersteigt, mag leicht zu korrigieren sein. Bedenklich finde ich jedoch, dass die schönsten Plätze vieler Städte und die Bahnhofshallen der SBB zunehmend überstellt werden durch die Event-Unkultur eines dröhnendlärmigen Kommerzes. Städte und SBB verschachern Plätze, die der Öffentlichkeit gehören, an gewinnorientierte Private. Der «homo oeconomicus» bei Stadtbehörden und bei den SBB will zusätzliche Einkünfte und entzieht öffentliche Plätze dem gemeinen Nutzen aller.

Schliesslich ist der «homo oeconomicus» aber auch beim Grossteil der Konsumentinnen und Konsumenten angekommen: Sie fahren zehn Kilometer Umweg zur Discount-Tankstelle, um das Benzin zwei Rappen pro Liter billiger zu bekommen. Auch die Krankenversicherungen liefern sich einen Preiskampf wie kommerzielle Unternehmen, und die Konsumenten handeln entsprechend: Wenn die Krankenversicherung von der Solidargemeinschaft zum Unternehmen geworden ist, dann ergibt es keinen Sinn mehr, sich gesund zu fühlen, sondern es kommt darauf an, für die bezahlte Prämie am Ende des Jahres mindestens den Gegenwert an ärztlichen Leistungen bezogen zu haben oder, wenn möglich, noch etwas mehr: Der Krankenkassenbeitrag wird zum Investment, für das Profit erwartet wird.

Sie sehen, worauf ich hinauswill: Wenn der Mensch nur noch «homo oeconomicus» ist, wird die Marktgesellschaft zur kalten Ellbogengesellschaft von Produzenten und Konsumenten. Weil die sozialen Kosten eigennützi-gen Verhaltens auf dem freien Markt nur teilweise zu bezahlen sind, handeln nicht nur Autofahrer gesellschaftlich unvernünftig. In der Kumpanei von Produzenten und Konsumenten hängen wir alle einem Wachstumsmodell der Wirtschaft an, das ein falsches ist. Unter anderem darum, weil es ökologisch nicht nachhaltig ist, wie wir alle ja bestens wissen. Und wenn schliesslich Städte jeden Quadratmeter öffentlichen Grundes zu Geld machen, so hat auch das seine strukturellen Gründe: Städte und Staat brauchen Steuern von der privaten Wirtschaft, um soziale und andere Aufgaben zu erfüllen. Gleichzeitig stehen sie im nationa-



len und globalen Standortwettbewerb. Sie müssen Unternehmenssteuern senken, damit neue Betriebe kommen und alte nicht gehen, und suchen deshalb nach alternativen Einnahmequellen.

Nun könnte es uns eines Tages ergehen wie König Midas, der alles zu Gold machen wollte, was er berührte, und dabei verhungerte. Klassische Ökonomen haben die Gefahren des «homo oeconomicus» durchaus erkannt. In seinem kulturkritischen Werk «Jenseits von Angebot und Nachfrage» stellte Wilhelm Röpke 1958 die These auf, dass Kapitalismus und Marktwirtschaft von den bestehenden Werten des Rechts, der Sitte und Moral profitieren, aber selbst keine solchen hervorbringen vermögen. Mit anderen Worten: Der «homo oeconomicus» schafft Nutzen, stiftet aber keinen Sinn. Der Glaube Röpkes freilich, dass der Staat mit einer Wirtschafts- und Sozialpolitik in der Lage sei, nicht nur die Schwachen zu schützen, sondern mit einem «ökonomischen Humanismus» den Prozess gesellschaftlicher Sinnentleerung aufzuhalten, ist uns nicht erst seit der globalen Finanzkrise abhandengekommen.

An diesem Punkt wäre nun ernsthaft darüber nachzudenken, was dies alles für die Gemeinnützigkeit bedeutet. Denn Gemeinnützigkeit gehört nach Röpke zu jenen kulturellen Haltungen und Praktiken, die der «homo oeconomicus» benutzt und braucht, aber als wertvolle Haltung selbst nicht hervorbringen oder zu stützen vermag. Und wenn auch beim Staat das Prinzip des Sondernutzens dem Grundsatz der allgemeinen Nutzung verdrängen sollte, so wäre es um die Zukunft der Idee der Gemeinnützigkeit schlecht bestellt.

Die Frage im Titel meines Vortrags wäre also zu bejahen: Theoretische Gründe sprechen dafür, dass Gemeinnützigkeit mit dem Vordringen des «homo oeconomicus» verschwindet, weil jeder und jede nur noch für sich selbst schaut.

Jetzt kommt aber das Erstaunliche: Wenn man die einschlägigen Fakten anschaut, kann von einem Verschwinden der Gemeinnützigkeit keine Rede sein.

Nach wie vor ist mindestens ein Drittel aller Erwachsenen in irgendeiner Form von Freiwilligenarbeit engagiert. Lassen Sie mich das am Beispiel des Sports erläutern. Trotz allen kommerziellen Fitness- und Sportzentren, die scheinbar die Männerriege oder den Fraueturnverein überflüssig machen, gibt es heute nach einer Untersuchung von Lamprecht und Stamm gesamtschweizerisch über 20 000 Sportvereine, in der Deutschschweiz einen auf

316 Einwohner. Für deren über 2 Millionen Aktive arbeiten fast 300 000 ehrenamtliche Vereinsleute ohne Entschädigung, jeder etwa 150 Stunden pro Jahr. Die Ehrenamtlichen leisten etwa viermal so viel Arbeitsstunden wie die bezahlten vollamtlichen Vereinsmanager, die vor allem in Grossvereinen anzutreffen sind. Dabei geht es aber nicht nur um den Sport. Die Vereine leisten gleichzeitig Jugendarbeit: Sie betreuen etwa die Hälfte aller Jugendlichen zwischen 10 und 19 Jahren. Wichtige Bestandteile der Jugendarbeit, so die Studie von Lamprecht und Stamm, sind Ethik und Prävention: «Die überwältigende Mehrheit der Vereine will Werte wie Fair Play und Toleranz vermitteln. Über 40 Prozent der Vereine sagen zudem, sie würden viel für die Tabak- und Alkohol- und Drogenprävention sowie den Schutz vor sexueller Gewalt tun.»

So weit die Studie zum Sport. Ihre beeindruckenden Gesamtergebnisse können zwar nicht ohne weiteres auf alle Sportarten und schon gar nicht auf andere Bereiche des sozialen und des kulturellen Lebens übertragen werden. Sie sind aber ein eindrücklicher Beweis gegen die Annahme, dass die Gemeinnützigkeit verschwinde.



Die Tatsache nun, dass sich die Gemeinnützigkeit trotz des Vormarschs des eigennütigen «homo oeconomicus» in unserer Gesellschaft zu behaupten vermag, halte ich für überaus bedeutsam. Ich will darum im nächsten Teil meines Vortrags zur Diskussion stellen, was denn die Gründe dafür sein mögen. Dazu drei Thesen. Die erste These lautet: Die Freizeitgesellschaft fördert Freiwilligenarbeit. Wir haben heute nicht nur einen grösseren Wohlstand, sondern verfügen auch über mehr Zeit. Damit haben sich vordergründig beide Bedingungen für die Gemeinnützigkeit verbessert: Das Individuum hat mehr Geld und mehr freie Zeit. Ob daraus mehr Freiwilligentätigkeit resultiert, ist allerdings eine offene Frage. Denn das Mehr an Zeit kann nicht nur mit Freiwilligenarbeit, sondern auch im Konsum verbracht werden. Tatsächlich sind die Pensionierten, die über ein gesichertes Einkommen und am meisten freie Zeit verfügen, eher weniger in der Freiwilligenarbeit engagiert als die Berufstätigen. Die These «Freizeitgesellschaft fördert Freiwilligenarbeit» lässt also viele Fragen offen.

Darum eine zweite These. Sie lautet: Die Theorie des «homo oeconomicus» ist falsch. Eine ganze Tradition kulturwissenschaftlicher und politologischer Literatur behauptet nämlich, menschliches Verhalten sei weniger von individuellem Egoismus als von gesellschaftlichen Normen und Werten bestimmt, in denen unter anderem auch Altruismus, Solidarität und Gemeinnützigkeit eine bedeutende Rolle spielten. Und sogar die Wirtschaftswissenschaft rückt heute ein Stück weit von der unbefragten Annahme des individuellen Eigennutzes ab. So zeigt der Zürcher Ökonom Ernst Fehr im Laborexperiment, dass Menschen in Spielen, selbst wenn sie sich nicht kennen, keineswegs alle Möglichkeiten der Gewinnmaximierung nutzen. Vielmehr bringen sie Vorstellungen der Fairness über die Verteilung eines Gewinns mit und handeln auch entsprechend. Die alte Streitfrage, ob Menschen eher egoistisch oder eher altruistisch handeln, ist damit noch nicht vom Tisch. Wichtig ist aber zweierlei. Zunächst, dass Menschen nicht individualistisch isoliert handeln, sondern sich auf andere beziehen, sodann, dass sie gemeinsame Vorstellungen darüber haben, was Handeln auf der Basis von Gegenseitigkeit bedeutet. Wir nähern uns also einer theoretischen Vorstellung, wie sie Aristoteles einst formulierte: Der Mensch ist ein geselliges Wesen, das erst in der Gesellschaft seine Fähigkeiten voll zu entfalten vermag. Und falls Menschen schon in Urzeiten die Erfahrung gemacht hätten, dass sie durch Zusammenarbeit auf der Jagd mehr Tiere erle-

gen als auf einsamer Pirsch, dann wären die dazu erforderlichen Fairnessregeln gewissermassen eingeschrieben im kollektiven Gedächtnis der Menschen. Das wäre eine plausible Begründung, warum der «homo oeconomicus» geselliges Verhalten auch heute nicht zu unterwandern vermag.

Was aber veranlasst Menschen dazu, sich gemeinnützige Tätigkeiten aufzuladen, die keine Jagdbeute bringen? Was bringt den ehrenamtlichen Fussballtrainer dazu, seinen jungen Secondos nicht nur das Spiel auf dem Platz beizubringen, sondern «Jugendarbeit» und damit einen Beitrag zur Ausländerintegration zu leisten?

Hierzu eine dritte und letzte These: Der Mensch ist nicht nur ein «homo oeconomicus», sondern er verfügt auch über eine Energie, die nach Sinn und Bedeutung strebt. Alle Religionen haben, ungeachtet ihrer verschiedenen Heilsbotschaften, eines gemeinsam: Sie vermitteln den Menschen Sinn, einen Sinn, der dem Individuum eine Bedeutung verleiht, die über sein begrenztes irdisches Dasein hinausweist. Nun hat zwar die Überzeugungskraft religiöser Botschaften abgenommen. Auch die religiöse Motivation zur Einhaltung moralischer Gebote wie etwa desjenigen, mit den Bedürftigen zu teilen, dürfte weniger wirksam sein. Geblieben aber ist die kurze Zeitspanne zwischen Geburt und Tod, in welcher das Individuum vor der Aufgabe steht, für sich selbst Sinn und Bedeutung zu suchen. Diese Aufgabe mag damit beginnen, sich im Spiegel zu sehen und zu fragen: Wer bin ich, woher komme ich, wo gehe ich hin? Falls wir aber gesellige Menschen sind, reicht der egozentrierte Blick in den Spiegel nicht aus: Wir möchten wissen, wer wir im Spiegel der andern sind. Wir möchten Anerkennung und Bedeutung im sozialen Umfeld haben. Wenn hier ein wichtiges Motiv für die Gemeinnützigkeit liegt, so dürfte diese im ökonomistischen Zeitalter nicht weniger, sondern mehr Bedeutung erlangen. Denn ein erheblicher Teil der Lohnabhängigen erlebt die eigene Wertschätzung als etwas, das höchst ungewiss ist und im Zuge der Unternehmens-Rationalisierung und -Umstrukturierung jäh verändert werden kann. Wer nicht selbst in höherer Hierarchiestellung den Prozess der betrieblichen Innovation gestaltet, erlebt diese selten als Subjekt, sondern weit eher als deren Objekt. Für viele bringt Erwerbsarbeit daher mehr Nutzen als Sinn. Bei der Freiwilligenarbeit ist das genau umgekehrt. Sie vermag Sinndefizite auszugleichen. Gemeinnütziges Handeln verleiht dem Einzelnen auf authentische Art Anerkennung und Bedeutung in den Augen

der anderen. Da die meisten Menschen ihr Bedeutungsstreben nur im Hier und Jetzt ihres Nahraums verwirklichen können, gibt gemeinnütziges Handeln dem Einzelnen seinen Subjektstatus zurück.

Darum, meine ich, werden Gemeinsinn und Gemeinnützigkeit nicht aussterben, sondern dem Denken des «homo oeconomicus» langfristig widerstehen.

Gemeinsinn hat indessen andersartige Motivationsquellen als früher. Und so ist in der heutigen Situation die Freiwilligenarbeit von zwei Paradoxien geprägt, die ich abschliessend präsentieren will. Das erste ist ein echtes Paradoxon, das zweite ein scheinbares, das sich auflösen lässt. Auch wenn ich das noch nicht fertig zu denken vermochte, nehmen Sie beides als Anregung:

Das erste und echte Paradox ist das Verhältnis zwischen erwerbswirtschaftlicher Arbeit und gemeinnütziger Tätigkeit. Die beiden Systeme unterscheiden sich heute stärker. Dabei ist auch das Individuum gefordert, stärker zu unterscheiden zwischen seiner wirtschaftlichen Berufsrolle und seiner Rolle in der Freiwilligenarbeit. Paradox ist nun aber, dass der Erfahrungsaustausch zwischen den beiden getrennten Welten zwar wünschbar erscheint, aber problematisch ist. Angesichts eines Kapitalismus mit unmenschlichen Zügen erschallt immer stärker der Ruf nach Unternehmerinnen und Unternehmern, die ethisch und sozialverantwortlich handeln. Gleichzeitig wissen wir aber, dass das riskant ist, weil es kostet und weil soziale Unternehmen im Kampf um Marktanteile unterliegen, wenn sie nicht wirtschaftlich tüchtiger sind als ihre Konkurrenten. In umgekehrter Richtung wünschen wir uns unter anderem, dass die gemeinnützige Arbeit vom Professionalismus und vom Kosten-Nutzen-Denken der Erwerbswirtschaft lernt. Wir machen aber die Erfahrung, dass Freiwilligenarbeit ihren besonderen Sinn gerade dann verlieren kann, wenn wir damit anfangen, in einem Teil des sozialen Netzwerks Arbeitsstunden zum Marktwert zu verrechnen.

Nun komme ich zum zweiten Paradoxon, das ich allerdings für eines halte, das aufzulösen ist. Dabei geht es um das Verhältnis von Eigennutz und Gemeinsinn, das wir üblicherweise als einen starken Gegensatz betrachten. Aus der Literatur kennen wir auf der einen Seite etwa den geizigen Geschäftsmann Scrooge aus den «Christmas Carols» von Charles Dickens oder auf der anderen Seite den Ordensmann Franziskus von Padua, der sich allen Besitzes entledigte, um Armen Gutes zu tun.

Falls nun aber richtig ist, dass Gemeinsinn und Gemeinwesenarbeit stark von den Motiven sozialer Anerkennung und persönlicher Sinngebung stimuliert werden, dann sind wirtschaftlicher Eigennutz und Gemeinnützigkeit keine schroffen Gegensätze. Die persönliche Sinnsuche mag individuell, egoistisch und an den Grenzfragen der Ökonomie beginnen, etwa der Art: Ist es sinnvoll, mit mehr Geld zu sterben als ich auf die Welt gekommen bin? Je nach der Antwort auf diese Frage, die eben gerade nicht ökonomisch beantwortet werden kann, werde ich mein Leben anders gestalten. Wie immer die Antwort ausfällt, eines ist gewiss: Die Frage beginnt bei mir selbst. Es ist mein Ich, das sich selbst befragt. Aber die Antwort hängt davon ab, wie dieses Ich die Welt sieht, genauer: vor welchen anderen Personen dieses Ich bestehen möchte als geselliges Wesen, das Bedeutung und Anerkennung sucht. Für die einen ist das die Familie samt Nachwuchs, andere schliessen Freunde und Bekannte ein. Für wieder andere sind es alle Schweizerinnen und Schweizer oder gar die Menschen in der Dritten Welt und diejenigen der nächsten Generation. Je weiter der Kreis der Personen ist, vor denen dieses Ich sinnhaft bestehen möchte, um so eher wird es im Bereich von Gemeinsinn und Gemeinnützigkeit aktiv. Doch der Referenzpunkt seiner Gefühle, seines Wissens und seiner Erfahrung bleibt immer das Ego. Darin verbinden sich Egoismus und Gemeinsinn in paradoxer Weise. Ich möchte das Paradoxon jedoch auflösen, indem ich sage: Gemeinsinn ist eine bewährtere, kultiviertere, überlegtere oder intelligenterere Form des Egoismus, weil sie dem Individuum mehr Authentizität und Anerkennung, Bedeutung und Sinn verspricht. Die Anerkennung dieser Verbindung von Egoismus und Gemeinsinn ist nicht nur ehrlich; ebenso führt sie zur ermutigenden Einsicht in mindestens einen der Gründe, warum der Gemeinsinn auch künftig mehr als eine gesellschaftliche Randerscheinung zu bleiben verspricht.

Ich danke Ihnen.

Vortrag: Professor Wolf Linder